

Das Mädchendorf

Autor(en): **Nobs-Hutzli, Clara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Mädchendorf.

Von Clara Nohs-Hugli, Bern.

Es war ein merkwürdiges Dorf, ich möchte es fast ein Mädchendorf nennen, so viele, besonders alternde Mädchen, waren darin. Wie das kam, weiß ich nicht. Ob durch einen Zufall so viel mehr Mädchen als Knaben geboren wurden, oder ob die jungen Männer der frei erwerbenden, nicht bäuerlichen Familien fortzogen, wenn sie heran gewachsen waren, die Mädchen jedoch nach alter Sitte zu Hause blieben — ich weiß es nicht. Ich stand jedenfalls vor der ungewöhnlichen Tatsache des Mädchendorfes und suchte sie mir auf die eine oder andere Weise zu erklären. Diese Mädchen waren ein merkwürdiges Völkchen, zum Teil sogar so hübsch und anmutig, daß man es nicht verstand, daß sie nicht junge Frauen waren. Doch wußte ich nicht, daß es jemals mehr als etwa 4—5 junge Männer gegeben hätte, die für die vielen alternden Mädchen ernstlich in Frage gekommen wären. Denn so fein, so zierlich und sitzhaft diese Mädchen waren, so grobschlachtig und klobig, plump und langweilig waren die jungen Burschen, so daß ich oft wie vor einem Rätsel stand. Von den jungen Männern blieben offenbar nur die Bauernjöhne im Dorf, verbauerten auf ihren Aekern, wie es ja gewöhnlich zu geschehen pflegt, daß die Erde bei uns ein zwar starkes und tüchtiges, aber plummes, verschlossenes und anmutloses Männergeschlecht hervorbringt und waren entweder nicht willens, eines der Mädchen aus anderem Stand zur Frau zu nehmen, holten sich darum eine Braut aus einem andern Dorfe, oder wurden von den Mädchen verschmäht, die keinen groben Bauern mochten und lieber auf einen andern warteten, der dann in den meisten Fällen ausblieb.

Da in dem Dorfe ziemlich aristokratische Sitten herrschten, sah man diese Mädchen nur selten bei öffentlichen Tanzfesten und dergleichen, vielleicht etwa bei intimeren Dorffestlichkeiten, Theateraufführungen, Musikunterhaltungen, landesüblichen Spinneten usw., wo sie mit Vater und Mutter herkamen, sitzhaft beim Glase Wein saßen, und zuweilen einen Tanz mittanzten, aber auffällig oft Mädchen mit Mädchen, was bei den erwähnten Umständen nicht weiter verwunderlich war. Doch tanzten und benahmen sie sich auch da mit einer in Erstaaunen fegenden Anmut und Sitthamkeit, mit einem Gemisch maßvoller Fröhlichkeit und Zurückhaltung, die selten auf einem Gesicht verriet, was die Seele dachte. So wußte man nie, ob sie gerne tanzten oder getanzt hätten, denn man sah nie, daß sie rascher aufstanden, wenn einmal ein Mann sie zum Tanz führte, oder daß ihre Augen auch nur ein bißchen gelehctet hätten, wenn sie tanzten. Es war ein merkwürdiges Mädchenvolk, das ich gern beobachtete, nicht verstand und darum mit doppeltem Interesse sah, nicht wissend, ob sie zu bedauern oder zu bewundern waren. Ich sah darunter Züge von vollendeter Feinheit, einen Mund von einem zarten Schwung und einer roten Süße, der einem heiligen Magdalenengesicht entnommen schien, da waren ein Paar dunkle Augen, die ein heimliches Feuer besaßen, das unter dunklen Wimpervorhängen gedämpft glomm; da war ein dunkelfarbiges Gesicht, braunhäutig und von einer fremdartigen Leidenschaftlichkeit der Linien, und ein anderes, das ein zartes, liches Profil unter einer heftigen und strömenden Fülle von schwarzem Haar verbarg, das in einem wundervollen Gehäusch sich am Hinterkopf festhielt. Ich sah da Gesichter, von denen ich nicht verstand, daß sie in einem Dorf so gewachsen waren, um die sich stolze Frauen in Samt und Seide gezanft hätten, und die in mir eine wahrhaft heilige Ehrfurcht vor den dunklen Tiefen des Lebens hervorrief, das in kleinen und engen Bürgerverhältnissen und der bäuerlichen Stille und Einjamkeit weiten und stillen Landes solche Blumen schuf. Doch — wachsen nicht an den Bächen unferes Landes Blumen, die keines Gärtners Kunst edler ziehen könnte? Die Natur ist unergründlich, unerhöplich und genial, wenn es ihr gefällt, und setzt ein zartes Blumenkind in eine Bauernstube, aller ästhetischer Erziehung zum Troß.

Man sagte ihnen nach, daß sie stolz seien, diesen Mädchen aus dem Mädchendorf; vielleicht war es aber bloß künstlich — kühle Reserviertheit, die sie das Leben lehrte.

Es war Brauch in jenem Dorf, im Winter bis zur Weihnachtszeit allwöchentlich einen sogenannten Armenabend zu veranstalten, an welchem diejenigen Frauen des Dorfes zusammenkamen, welche über ein paar freie Stunden verfügen konnten und für die Dorfarmen allerhand nützliche Geschenke, Strick- und Näharbeiten, anfertigen mochten. An diesen Armenabenden war es dasselbe anmutige Bild versammelter hübscher Weiblichkeit, um dessentwillen ich eigentlich teilnahm und nicht um der verschiedener Paar Strümpfe willen, die ich als Beitrag zur öffentlichen Wohltätigkeit beisteuerte und ebensogut hätte zu Hause stricken können. Aber ich liebe es, Menschen zu sehen und ihnen nachzusinnen, ohne daß ich mir engere gesellschaftliche Pflichten auferlegen muß.

An einem jener Abende ging man spät nach Hause. Der Mond schien, und die Nacht war still und kalt. Frauengruppen gingen nach allen Richtungen auseinander, dunkle Haustüren öffneten und schlossen sich mit leisem Klang. Einige, die etwas weiter zu gehen hatten, gingen Arm in Arm, rasch, und leise redend. Noch war kein Schnee gefallen, und man unterhielt sich über eine baldige Ausfahrt, die ein paar Familien verabredet hatten und zu der man sich gegenseitig ermunterte. Ein Mädchen war dabei, das ich zufälligerweise etwas näher kannte. Es war mir heute aufgefallen durch eine Antwort, die es auf die Frage, ob es mit dabei sein werde, gegeben hatte: „Gewiß werde ich mitkommen, es geht wohl nicht anders, obwohl man sich mit der Zeit daran gewöhnt, allein zu sein und nichts anderes begehrt.“ Die Antwort ward mit Lachen gegeben und wurde mit Lachen quittiert, und doch schien mir etwas darin mitzuschwingen, was einer verschleierten Bitterkeit nicht unähnlich sah.

Es war ein mittelgroßes und zierliches Mädchen, aber doch weniger hübsch, als viele seiner Altersgenossinnen. Ihm fehlte die Freiheit der Bewegungen, die richtige Anmut, denn wenn es ging und stand, war trotz der unleugbaren Zierlichkeit des Wuchses etwas Unausgeglichenes in seinem Wesen, und einzig schön waren bloß das längliche, zarte Oval des Gesichtes und die stillen dunklen Augen, besonders wenn das Mädchen ruhte und sann. Dann kam etwas wie ewige Jugend in seinen Blick, nicht weil es froh ward, sondern fragend und nachdenklich wie der eines Kindes. Es gibt Menschen, die sich diesen Blick bewahren, tiefer und dunkler zwar als der des Kindes, aber von demselben heimlichen Staunen erfüllt und ganz besonders — von derselben Reinheit. Das Mädchen war jung gewesen, aber man hatte sich daheim wenig aus seiner Jugend gemacht, die Jugend genommen und gebraucht, wie es geschieht. Zwei Freier hatte es ohne Bedenken abgewiesen, weil sie nicht zu ihm paßten, dann waren ein paar stille Jahre gekommen und hatten ihm die ersten Fältchen um die Augen gelegt. Rasch war es gegangen. Kaum hatte es mit jungen Augen in die Morgenröte sehnsüchtiger Jugend geschaut und hatte sie nun schon verloren, ein Schicksal, nach dem sich kein Mensch auch nur umsieht, so alltäglich ist es. Und besonders in diesem Dorf gewöhnte man es sich ab, sich danach umzusehen, weil es noch fast alltäglicher war, als anderswo. Immerhin, dieses Mädchen, war das erste, das mit einem leisen, wenn auch nur flüchtigen Wort die heimliche Wunde streifte und mir darum leid tat. Denn es geschieht nicht ohne Schmerz, wenn Menschen ihrem natürlichen Zweck verloren gehen und wie Blumen in der Einöde verblühen, ohne zu lieben und geliebt zu werden, und die Wunde ist darum nicht minder schmerzhaft, weil sie alltäglich ist und man sie verschweigt und die Schmerzen verbirgt. — Ich weiß nicht, warum der Zufall es wollte, daß ich tiefer in sein Leben sah, ohne mich darum zu bemühen. Ich hatte nichts mit dem verabredeten Ausflug zu tun und ihn längst vergessen, da holten mich auf einem Ausgang über Land die Wagen ein, die mit klingendem Schellengeläut in den milden, nebligen Wintertag fußren, und wieder wollte es der Zufall, daß der erste Wagen der

des Mädchens war. Man hielt, hieß mich aufsetzen und rutschte zusammen. Auf dem Wagen saßen zwei ältere Frauen und deren Männer, ein blutjunges Mädchen von kaum 17 Jahren, meine Bekannte und als Wagenführer ein junger Bauer des Dorfes. Ich geriet mitten in eine fröhliche Unterhaltung. Die Frauen waren so munter, als rumorte der heiße, rote Glühwein, der sie in Wirklichkeit erst erwartete, schon in ihren Köpfen und erzählten ein fröhliches Stücklein ums andere, Dorf- und Jugendgeschichten aus der schönen, ach so viel schöneren Zeit ihrer Jugend! Die Männer waren auch nicht faul und halfen tüchtig mit, so daß des Lachens und derbäuerlichen Spasmachens kein Ende war. Mein Mädchen allein war still wie immer. Es trug einen dunklen, nicht sehr modischen und nicht besonders kleidsamen Hut, unter dem das schmale Gesicht nicht eben jugendlicher aussah. Aber die Augen schienen mir heute größer und dunkler zu sein und lebendiger. Ein einziges Lächeln fiel von der Seite her in die Stirn und wehte und tänzelte fröhlich im Luftzug, der bei dem sanften Trab der Pferde uns vorüberwehte. Neben ihm saß das blutjunges Mädchen in einer hübschen, gestrickten, blauen Mütze, wie man sie trug und einer gleichen Jacke. Ich kannte das Mädchen nicht, doch fiel mir das schöne und junge Gesicht auf. Blondes, ein bißchen welliges Haar lag schlicht um den Kopf und streckte überall ein paar wehende Seidenhärchen vor, die das Gesicht umflogen wie Heiligenschein. Ein Paar Kornblumenaugen und ein energischer kleiner Mund, die nicht recht zu einanderpaßten, verliehen ihm etwas Bedeutsames und Auffallendes, dem man sich nicht entzog. (Schluß folgt.)

Zwischberger Sagen.

Aufgezeichnet von Hans Zulliger.

Die römischen Münzen.

2

Vor grauer Zeit, als noch die römischen Kohorten über den Simplon zogen, schickte ein Feldherr eine Abteilung Soldaten mit Werkzeug voraus, um den Pfad gangbar zu machen, der jedes Frühjahr von Lawinen und Erdstürzen verschüttet wurde.

An einem Abend gelangten sie mit ihrer Arbeit bis zur Doveriabridge unterhalb Zwischenbergen. Sie beschlossen, dort zu übernachten.

Während die Kameraden ruhten, mußten zwei Leute Wache stehen. Sie gingen etwas abseits und begannen zu würfeln, um sich die Zeit zu vertreiben. Dabei verspielte der eine und wurde so vom Zorne übernommen, daß er dem andern plötzlich das Schwert in den Leib stieß und den ausgeplünderten Leichnam in die hochgehende Doveria warf. Er konnte sich aber nicht lange seines Raubes freuen.

Eine gewaltige Lawine stürzte über die senkrechte Felswand herunter und begrub ihn unter Schutt und Schnee. Seine Kameraden fanden ihn nicht mehr.

Es geschieht nun, daß von Zeit zu Zeit ein römisches Geldstück von der Doveria hervorgeschwemmt wird. Das bedeutet jedesmal ein großes Unglück. Das letzte soll von einem armen novaresischen Maurer im Jahre 1914 bei Baglino gefunden worden sein.

Der Jäger und sein Schatten.

Im Bedemje, zuhinterst im Zwischenbergertale, wohnte einst ein junger Mann, vor dem keine Gemse sicher war, obschon er immer allein auf die Jagd ging. Andere Jäger wollten aber gesehen haben, daß ihm eine schwarze Gestalt als Treiber helfe. Sie behaupteten, mit dem Manne sei etwas nicht geheuer. Wenn er durchs Dorf schritt, so wichen ihm die Leute aus; denn niemand mochte mit dem finsternen Gesellen gerne umgehen.

Es begab sich aber, daß ihn die Tochter des Krämers sah, gerade an dem Tage, wo sie aus der Klosterschule in das Haus ihrer Eltern zurückkehrte. Auf den ersten Anblick

verliebte sie sich in den Jäger, und ihre Liebe blieb nicht unerwidert. Der junge Mann wurde mit dem Krämer einig und verlobte sich mit seiner Tochter. Sie verabredeten den Tag ihrer Hochzeit. Die Braut hatte alles wohl vorbereitet und wartete ihres Geliebten, der sie zur Kirche führen sollte. Schon schritten der Pfarrer und der Mesner über die Straße. Ungeduldig war das Mädchen an das Fenster getreten; aber es sah den Bräutigam nirgends kommen. Endlich gingen ein paar junge Burtschen auf die Suche.

Sie fanden ihn erst am anderen Morgen. Er saß erschöpft auf einem Felsvorsprung über dem Gmeinalpgletscher und konnte nicht mehr vorwärts noch rückwärts.

Mit vieler Mühe näherten sie sich ihm. Blöcklich blieben sie aber voller Schrecken stehen. Der Jäger war nicht allein. Er war aufgestanden, und mit ihm hatte sich drohend eine dunkle Gestalt erhoben: sein Schatten.

„Du fliehst mit mir!“ rief seine Stimme.

„Ich habe sie lieb!“ gab der Jäger zur Antwort.

„Niemand darfst du lieber haben, als mich!“

„Ich habe sie lieb über alles!“

„Ich töte Dich!“

„Ich habe sie lieber, als mein Leben!“

Raum hatte der Jäger diesen Ausruf getan, als ihn sein Schatten packte und sich mit ihm über die Felswand stürzte. Der Gletscher öffnete sich unter den beiden und es verbreitete sich ein Geruch, als ob der Blitz eingeschlagen hätte.

Als das Mädchen von dem unheimlichen Ende seines Verlobten hörte, ging es ins Kloster zurück und betete dort sein Lebtag für die arme Seele des Jägers. Doch diese irrt noch heute unselig als ein Lichtlein auf dem Gletscher umher.

Der glückhafte Terbiner Schuster.

Ein Terbiner Schustergefelle befand sich einst in Gondo auf der Stör. Eines Abends im Spätherbst fing es unermittelt an zu stürmen. Der Schnee jagte um die Hausdecken und der Wind heulte in Balken und Giebeln. Der Schuster saß im Scheine seiner Lampe und achtete sich des Wetters wenig.

Auf einmal öffnete sich die Türe und ein kleiner Soldat trat ein. Er war in eine altertümliche Uniform gekleidet und trug seinen Zweispiß tief in der Stirne. Er zog die Stiefel aus. „Schlage mir da Nägel drein!“ befahl er dem erstaunten Handwerker.

Dieser tat, wie ihm geheißen. Draußen hörte er deutlich Kommandorufe und das Reuchen einer Armee, welche vorübermarschierte. Im Lampenscheine, der spärlich die stockfinstere Nacht auf der Straße erhellte, sah er die Reihen der vornübergebeugten, müden Krieger ziehen. Jeder blickte starr vor sich hin. Keiner redete zu seinem Kameraden. Man hörte ihre Schritte nicht. Fast lautlos zog der Zug. Nur hie und da erscholl gedämpft und geisterhaft die Stimme eines Offiziers.

Der Schuster wußte, daß die Franzosen durchzogen. Er musterte den kleinen Mann, der seitab auf einem Schemel am Ofen saß, und sich die Hände wärmte. Auf der Brust trug er einen goldenen Stern. Es hatte ein fahles Gesicht, eine etwas gebogene Nase und brennende, schwarze Augen.

„Da sind die Stiefel“, sagte der Gefelle.

Der Soldat zog sie an und warf ihm einen Beutel zu.

„Kennst Du mich nicht?“ fragte er.

„Napoléon!“ stammelte der Schuster.

Damit war dieser verschwunden und mit ihm der ganze Geisterzug.

Der Schuster öffnete den Beutel. Es waren lauter Goldstücke darin. Damit kaufte sich der glückhafte junge Mann hinten in Zwischenbergen eine schöne Alp, und noch heute treiben die Terbiner ihr Vieh dorthin. (Schluß folgt.)

Anmerkung. Die vorstehenden und die in voriger Nummer enthaltenen Sagen sind durchaus Originale. Der Verfasser hat sie sich während eines mehrwöchigen Militärdienstes in Gondo von Bürgern und seinen Walliser Füsilieren erzählen lassen. Zwischenbergen ist eine jener deutschen Sprachinseln in italienischem Gebiet jenseits der Alpen, durch Ansiedler aus dem Wallis gegründet.